



F.C.F., Der Kanzler Oder die Göringcollection



Theaterstück für eine Person
von
Andreas Arnstedt

F.C.F. steht allein in der Ausstellungshalle des Hamburger Bahnhofs. Die Halle ist vollgestellt mit Bildern, Skulpturen und Installationen MODERNER KUNST. In wenigen Minuten soll die FLICK-COLLECTION eröffnet werden. Im Foyer hört man die geladenen Gäste. Er wartet nur noch auf die Ankunft des Kanzlers, des Bürgermeisters und der Kulturministerin. F.C.F. geht durch die Halle und betrachtet seine Objekte.

F.C.F.:

Diese Sammlung bin ich. Aggressive, zerrissene Kunst. Ich kann nicht unterscheiden, ob etwas gut oder schlecht, schön oder hässlich ist. Das habe ich nicht gelernt. Mein Elternhaus war preußisch, humanistisch, intellektuell und kunstlos. Verstaubt im Safe lagerten einige Alte Meister. Am Abend öffnete sich der Panzerschrank, die Bilder starrten uns an und verschwanden wieder. Bis zum nächsten Abend. Was hatte denn die Kanalansicht von Venedig mit mir zu tun? Mein Leben war eine Verzerrung der Wirklichkeit. Endloser Rausch.

Weißes jüdisches Blut auf den Gipfeln Helvetiens. Darunter die versteinerten Kadaver eines Volkes auf der Flucht. Tief verborgen im Krater der Banken, eingeschlossen, verurteilt, Zinsen über Zinsen zu produzieren. Wenn um das Matterhorn Nebelschwaden aufsteigen, entweicht das letzte Gas aus den Lungen der Geschichte, löst sich auf und fällt mit dem nächsten Regen auf die Kleingärten der Vorstadt nieder. Die Höhle des Löwen ist mein Zuhause, geöffnet der Safe mit dem Code der Kriegskasse. Ich habe es nie geleugnet. Niemand hat es geleugnet. Auch der Kanzler wird es nicht leugnen. In die Katakomben der Banken bin ich hinabgestiegen: Die ganze Schweiz ein Labyrinth. Verließ an Verließ. Die Währung des Stärkeren öffnet den Kerker des Goldes. Ich schleppe das Metall auf meinem Rücken durch die Tiefe der Erde und lege es auf dem Schreibtisch des Vorstandsvorsitzenden von Credit. . . sowieso ab: „Eine Halle werde ich bauen. Die Kunst werde ich feiern, die Kunst wird mich feiern; bitte verwandeln Sie dieses schwere Metall in genauso schwere Geldscheine.“ Ausgestreckt seine Hände, die Kuppen seiner stahlweißen Nägel betasten die Barren. „Gold hat einen speziellen Geruch“, sagte er in die Tiefe des Barrens hinein. „Schließen Sie Ihre Augen, Flick, legen Sie Ihre Hand auf das Herz des Metalls und lassen Sie das Parfum der Macht Ihren Körper durchströmen. Ihren Körper! Zögern Sie nicht, Flick!“ Wenige Sekunden nur vergingen und Stromschläge durchzuckten meinen Handteller. „Die Ader des Goldes erwärmt den Fluß des Blutes“, hörte ich ihn sagen. Unbemerkt hatte ein weiterer Mann den Raum betreten. Er war der Direktor der Bank Credit. . . sowieso.

„Herr Flick.“ Seine Stimme, die ich kannte, öffnete meine Augen. Doch meine Hand wollte seine einfach nicht zum Gruße greifen. Ich klebte fest an diesem lächelnd leuchtenden Barren, stärker denn je peitschte der Fluß des Goldes durch die Wände meiner Venen. Die beiden Männer erkannten meine Not und wechselten einen zufriedenen Blick. Ein Flüstern aus beiden Mündern gekrochen enthielt die Lösung: „Sie müssen sich vor der Autorität des Goldes verneigen, Herr Flick. Schnell!“ Wieder schloss ich die Augen, meine innere Verneigung vollzog sich und schon sprang meine Hand in die Hand des Direktors, die Barren verschwanden im weichen Leder eines Koffers. Das Oval des Mahagonitisches durchzog den Raum und zwang uns Platz zu nehmen. Obwohl ich beide Männer schon seit Jahrzehnten kannte, hatte ich ihre Namen nicht etwa vergessen, mir fiel ein, dass sie gar keine besaßen. Der Direktor der Bank Credit...sowieso eröffnete das Gespräch: „Herr Flick möchte eine Halle bauen. Für Kunst! Eine Kunsthalle, nehme ich an?“ Ich nickte. „Hier in Zürich. Mit diesem Gold, das wir auf seinen Wunsch in den Schmelztiegel legen.“ Beide lachten ihr herzerreißendes Lachen, doch blitzartig schlossen sich ihre blutleeren Lippen, der Vorstandsvorsitzende legte seine Hand auf meine Schulter und schüttelte den Kopf. „Zürich wird Ihnen diesen Bau nicht gestatten. Gehen Sie mit Ihrem Plan nach Deutschland. Die Schweiz hat gelernt, dass man ein Gewissen haben kann, die Deutschen haben begriffen, dass es stört. Die Deutschen werden Sie mit offenen Armen empfangen; das sind Sie Ihrem Großvater schuldig. Er war das letzte Finanzgenie, Chris. Vergessen Sie das nie. Und sobald Sie Ihren Plan bekannt machen, werden die Entbehrlichen aus ihren Löchern kriechen und versuchen, Sie zu hindern, aber dieses Gebrüll werden Sie überstehen, Ihre Halle werden Sie bauen, Ihre Sammlung zeigen und dann kehren Sie siegreich nach Zürich zurück.“

Ich bin auch ein Künstler. Jeder Mensch ist ein Künstler. Der Geist des Kunstwerks wird nicht geschändet, indem der Sammler das Design vervollkommnet. Ich bin ein Gönner. Ich kaufe der Straße ihre Vagabunden ab, stelle deren bescheidenes Hab und Gut, das sich vom Schmutz des Asphalts durch nichts unterscheidet, in große, breite, saubere, bewachte Hallen, zerstückele und koche Banknoten über Banknoten zu einer Masse flüssigen Pechs, übergieße diese hirnlosen Konstruktionen, Farbverstümmelungen, Blechgebilde, Lichtkreaturen damit, so- daß unbezahlbar der Schrott im Olymp der Kunstgeschichte leuchtet.

Ich bin kein Schöpfer. Ich verwalte das Gedächtnis einer untergegangenen Nation mit der Aufgabe, jenen Geist zu erwecken, der sich noch im Verborgenen hält, halten muß. Aber die Zeit reist immer schneller auf ihrem Weg zurück. Die MODERNE KUNST ist mir als letztes Mittel geblieben, uns Flicks den aufrechten Gang zurückzugeben. Die Geschichte der letzten hundert Jahre werde ich in den Trichter der MODERNE gießen und

in wenigen Sekunden, wenn sich die schweren Flügel glänzenden Metalls in meinem Rücken öffnen, der Kanzler eintritt und eine Stunde später diesen Raum wieder verlässt, fällt der Name Flick gereinigt zu Boden. Er wird mir die Hand entgegenstrecken. Zögernd, fast beiläufig zugreifend, als Zeichen guter Freundschaft, vergräbt sich die Kanzlerhand in der meinen und wir lächeln in das digitale Gedächtnis der Journalisten und werden uns schwarzgedruckt auf den Titelseiten der großen Tageszeitungen wiederfinden. Alle werden lächeln, ein ewiges Lächeln in die Abgründe ihrer Sprachlosigkeit hinein. Nachdem sich meine Hand von der Hand des Kanzlers gelöst hat, nicht umgekehrt, darauf lege ich Wert, darauf müssen die Chronisten achten, nachdem das Lächeln aus allen Gesichtern verschwunden, der Tanz der Claquöre sich nur noch als Schatten am Rand des Buffets bewegt, wird niemand mehr meinen Namen schänden, ohne gleichzeitig den Namen des Kanzlers, des Ministers, der Republik zu schänden. In zwei Stunden wird sich das Gedächtnis der Welt verändern. Die Verbrecher sind tot. Es leben nur noch gute Menschen: Künstler. Lichtdesigner. Flicks.

Ich bin ein Geschäftsmann. Ich arbeite nach dem Prinzip des Engländers Charles Saatchi. Saatchi kaufte von 1978–1998 für viele Millionen Dollar rund 2000 Kunstwerke, gründete die Handelsfirma Brogan Develops auf der Steueroase Isle of Man, hielt gute Beziehungen zur konservativen Partei, gab eine Buchreihe heraus und machte sich zum Klassiker. Ich bin kein wirklicher Geschäftsmann. Der Freund des Kanzlers, der frühere Chef des..., ich weiß nicht mehr, jedenfalls nenne ich ihn Eberhard, wurde mein engster Berater. Ich kaufte in 5 Jahren für 300 Millionen Dollar 2500 Werke. Eberhard suchte die Steueroase Guernsey auf den Britischen Inseln aus, die Contemporary Art ltd. wurde gegründet, alle Werke gehören nun dieser Gesellschaft, nicht mehr mir. Ich bin praktisch mittellos. Kann jederzeit meine Werke der Sammlung entnehmen und verkaufen, das Geld geht auf die Insel und ist steuerfrei. Und weiterhin halte ich gute Beziehungen zur konservativen Partei des Kanzlers. Das ist das englische Erfolgsmodell.

Still! Öffnet sich die Tür in meinem Rücken? Tritt der Kanzler ein oder steht er schon hinter mir? Oder ist es der Bürgermeister? Packt mich an den Lenden. *(Er geht zur Tür, sieht durch das Schlüsselloch.)* Nein es ist nicht der Kanzler, kein Minister, es sind zwei angetrunkene, krakeelende Meister der Moderne. Geistlose Geschöpfe ohne Ziel. Aber unglaublich dankbar. Ein Exilpole in New York lebend und eine Schweizerin ohne Identität. Ich kann mich nicht einmal an ihren Namen erinnern. *(Betrachtet einige Exponate.)* Eine Zuordnung ihrer Arbeiten scheint mir unmöglich. Was kommt heraus, wenn ein Exilpole in New York lebt? *(Er bleibt vor einem Gebilde aus Schrauben, Holzstangen und Autoreifen stehen.)* Das muß es sein. Diese Spezies benutzt einfach alles, was ihnen zwischen

die Finger kommt. Undurchschaubar, keine Linie, kein Gedanke, kein Konzept. Ein typischer Pole. (*Unverständliche Sprechchöre sind zu hören. F.C.F. geht zum Fenster.*) Die Schweizerin könnte dies hier geschaffen haben. Einen Raum widerlicher Gefälligkeit. Hören Sie diese Geräusche. Ich habe mich im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Was? Der Hamburger Bahnhof blockiert? Die Zufahrt besetzt? Eine Theatergruppe will die Eröffnung durch den Kanzler verhindern. Ausgerechnet eine Theatergruppe? Ein Schauspiel! Hier findet eine Art Schauspiel statt: Junge Menschen gebückt, heben und senken mechanisch ihre Arme. Festes Häftlingsleinen umhüllt die Körper. Eine Person groß und aufrecht treibt sie an, wobei sich die Mechanik der tiefgebeugten Körper nicht verändert. Ein lächerliches Bild. Da wollen die Jungen die Alten spielen und verhöhnen sie doch nur mit ihrer Zwangsarbeiterneurose. In den Hallen Friedrich Flicks hat kein Mensch jemals in derartig unwürdigen Positionen einer Arbeit nachgehen müssen. Die Männer und Frauen saßen an Drehbänken oder ähnlichen zeitgemäßen Arbeitsplätzen, waren ausreichend gekleidet und wurden durch das Personal Friedrichs vor den Wirren des Krieges geschützt.

Jetzt werden die Bewegungen heftiger, ihre Körper beginnen zu zittern, ihre Gesichter blicken finster, ihre Pupillen in tiefen Höhlen versteckt, richten sich wie Heckenschützen auf einen Punkt: Mich. Ihr Opfer. Sie schauen nicht, sie starren mich an. Dazu haben sie kein Recht. Aber diese Leute fragen nicht nach dem Recht. Sie wollen ihren in den Geschichtsbüchern verankerten Haß mit der Spitzhacke abbauen und glauben, die Kraft ihrer verwahrlosten Augen würde mich zum Erliegen bringen. „Ich bin unschuldig! Hört ihr! Ich bin unschuldig.“ Ihre Gesten verstummen. Ein Ton, eher ein Brummen nähert sich mir. Können Sie es auch hören? Solchen Dingen bin ich ausgesetzt. Aber wo kommt es her, dieses Brummen? Ihre Münder aufgerissen, sprüht die Lava ihrer Stimmen. Das Individuum hat sie verlassen. Verschmolzen zu einer Masse erhebt sich ihr Gesang. Lauter und Lauter. Sirenen, die versuchen, mich an den Klippen ihrer braungestreiften Leinensäcke stranden zu lassen. Mein Ohr kann sich deren Gesang nicht entziehen. Warum? Verdammt. „Ich habe euch doch nichts getan.“ Sie wollen eine Entschuldigung. Wofür? Sie werden immer lauter. Immer lauter. Lange halte ich diesem Gesang nicht mehr stand. „Gut. Von mir aus. Ihr sollt eure Entschuldigung haben. Ich weiß, ihr wollt Geld. Es geht euch doch nur um Geld. Nennt eine Summe, aber hört mit diesen Jammern und Wimmern auf, das wie eine Fräse die Schichten meines Hirns zerstört. Ich werde jeder Forderung nachkommen! Ich verspreche es!“ Diese Kehlen kennen kein Erbarmen. Sie springen wild durcheinander. Ich werde mich an diese Installation hier ketten und meine Ohren mit diesem Stück Stoff verstopfen wie es einst Odysseus tat, den Sirenen zu entkommen. Werde in einen Wagen, gezogen von vier Pferden,

springen, durch die Stadt jagen und auf dem Brandenburger Tor zum Stehen kommen, mit dem Rest Atem, der meinen Körper noch am Leben hält, werde ich das Feuer im Reichstag anfachen, das noch im Keller schwelt, und die Stelen des Jüdischen Mahnmals, die über das Adlon hinweg wie ein Dorn in meine Netzhaut stechen, werden zum Fundament einer neuen Kunsthalle. Verworfen der Plan, Rettung naht! Eine schwarze Limousine bewegt sich langsam auf die klagenden Leinensäcke zu. Der Kanzler! Gleich werden sie verstummen. Das soziale Gesetz der Gruppe. Der Wagen hält und hinter ihm noch ein zweiter und ein dritter. Männer steigen aus. Vier, nein acht, spiegeln sich im Lack des Fahrzeugs. Die Sicherheitsleute! Ich kenne sie aus Jettes Keller. Noch bleibt die Tür des Kanzlers verschlossen. Nichts geschieht. Warum mussten diese Laien gerade jetzt mit ihrem Spiel beginnen. Verdammt! Die Unkenrufe werden lauter, gestärkt durch das Zögern des obersten Staatsmannes, sein Fahrzeug zu verlassen. Die Sicherheitsleute schauen sich fragend an, hinter stahlgrauer Mine verstecken sie ihre Unsicherheit. Der Kanzler muß aussteigen, muß sie zum Schweigen bringen. Muß den Maßstab setzen, der seine Gültigkeit erst dann verliert, wenn sich niemand mehr an seinen und meinen Namen erinnert. Vielleicht lässt der Kanzler seine Kolonne wenden. Sie fahren zurück. Die Schlacht verloren. Ohne den Segen des Kanzlers bleibt meine Sammlung nur eine Sammlung in einer großen Halle. Sollten diese Laiendarsteller mehr Einfluß auf den Kanzler haben als ich? Schon nähern sich die ersten Zuschauer den reglosen Fahrzeugen. Es muß etwas geschehen. Wenn nur ein Stein auf den Lack der Kanzlerlimousine fällt, werden die Sicherheitskräfte einschreiten und dem Kanzler wird nichts anderes bleiben als umzukehren. Verdammt. Sie wollen meinen Lebenstraum zerstören, indem sie die Antwort aller dunklen Fragen der Geschichte in mich hinein projizieren. Da! Die Tür geht auf. Er hat mich erhört. Schon will der Tross des Kanzlers eine Schneise schlagen, die ihn unbeschadet in mein Refugium geleitet,... doch was macht er? Er ruft den Sicherheitsdienst zurück, der, jetzt noch verwirrter, zur Seite tritt, und bewegt sich direkt aufs Epizentrum zu. Alles geht Schlag auf Schlag. Es funktioniert. Stumm steht die mimende Masse vor ihm, die gerade noch ihre Stimmbänder ins Jenseits dehnte. Was macht der Kanzler? Er dreht sich nicht um. Auge in Auge der Staatsmann und die Entbehrlichen. Er streckt die Hand aus, was für eine napoleonische Geste, und, ich halte es nicht für möglich, der am lautesten gebrüllt hat, gibt sein Zögern auf und... greift zu. Jetzt steht dem Kanzler nichts mehr im Weg, meine Ausstellung zu eröffnen. Die Stimmen aus dem Körper der Entbehrlichen gehorchen keinem Plan und mit nur einem Handschlag wurden sie auf ewig zum Schweigen gebracht. Sie treten zur Seite, das Tor zum Hamburger Bahnhof steht weitgeöffnet, aus dem Windschatten des Kanzlers, jetzt wo die Gefahr bereinigt, schälen sich die Konturen des Bürgermeisters und einer Frau, der Ministerin für Kultur. Ich erkenne sie an

ihren unbedarften Bewegungen. Den Blick zu Boden gerichtet entfliehen sie den Augen der Verlierer, die im Spalier den Schmutz anstarren und ihre letzte Demütigung erfahren. Er hat die Mitte des Hofes erreicht, Minister und Bürgermeister jetzt auf gleicher Höhe. Zwei Lakaien schließen langsam die schweren Gitterflügel des Tores. Immer noch unbeweglich stehen die Schreienden von einst. Noch haben sie ihre Niederlage nicht begriffen. Hätten sie nicht so laut gebrummt, wäre ihnen mein Angebot zu Ohren gekommen und aus ihrer Sicht hätten sie meinen Obolus als späten Triumph ihrer Hartnäckigkeit feiern können. „Vorbei. Hört ihr: Vorbei. Pech gehabt.“ Meine Schuld zahle ich am Tag des jüngsten Gerichts, das bin ich meinem Gott als ordentlicher Christ schon schuldig. Die Schuld meiner Familie kann ich nicht bezahlen, weil es sie nicht gibt. Es gibt sie nicht, die vergessene Schuld. Es gibt keine Schuld der Familie, keine Schuld der Zeit, keine Schuld der Generation, keine Schuld der... Schuld ist nicht vererbbar. Schulden kann man erben, aber keine Schuld. Hören Sie das? Die Meute beginnt wieder zu heulen. Der, der gerade den Kanzler grüßte, brüllt wieder am lautesten. Der Schrei in das andere Gesicht ist nur das Echo der eigenen Hilflosigkeit.

Ich bin ein Aufklärer. Es ist schwer aufzuklären. Aber ich setze mich der Gefahr aufrechten Denkens aus. Ich fordere das Rudel der anonymen Gesichter zum Duell. Der Kanzler ist mein Sekundant. Während er dem Gegner mit der Geste der Macht unmissverständlich zwischen Degen, Pistole oder Wort wählen läßt, schließt sich mein Auge und fängt die feindliche Kugel mit ihrem letzten Blick. Unbezwingbar mein Augenlid aus Drachenblut. Mein Kopf ein ewiges Element, wie Feuer und Wasser oder Luft und Erde. Hier drinnen ist eine Höhle. In dieser Höhle lebt das ewige Gewissen eines verloren geglaubten Volkes. Jeden Tag steige ich in diese Höhle hinab und klopfe an Millionen Türen, um ihnen zu sagen, daß die Zeit gekommen ist, und die Hinterzimmer im Verschlag der Geschichte werden sich durch die Hand des Kanzlers öffnen. Millionen Türen jener Verließe, in denen die Emigranten des Tausendjährigen Reiches ihren Geist vor dem Tribunal der Nachgeborenen hüten. Geöffnet in wenigen Augenblicken.

Die Väter und Großväter jener kreischenden Masse vor den Toren, die gerade geschlossen werden, haben mit dem Fieber der Gleichgültigen vor 70 Jahren ihren Führer gewählt, gehuldigt haben sie seine Taten mit Beifallsstürmen und als die Bomben Trümmer schufen, gab es keine Schuldigen. Es gab nur Opfer. Opfer! Opfer! Das ist die Logik des Volkes. Volk ist eine Maßeinheit zur Darstellung anonymer Feiglinge mittelmäßigen Geistes. Und jetzt spielen die Kinder und Enkel dieser Wählenden-Führer Generation Protest, was höchstwahrscheinlich reicht, um in Deutschland irgendwann Minister zu werden. (Er bleibt abrupt vor einem weiteren Werk seiner Ausstellung stehen: Ein Fahrrad auf dem Boden liegend, zur Hälfte eingegipst.) Was ist denn das? Das Werk eines Wahnsinnigen!

Schon der Name...John...wie...jedenfalls ein Amerikaner. Jetzt erinnere ich mich an ein Gespräch mit diesem Künstler, losgelöst jeglichen Intellekts. Sein Verstand weigerte sich, selbst einfache Fragen zu beantworten. Ich besuchte ihn in seinem Atelier und fragte: "Was ist das?" und zeigte auf dieses Gebilde. Daraufhin betrachtete er sein Werk und schwieg. Ich wollte ihm eine Brücke bauen und gab ihm zu verstehen, daß ich sein Schweigen als großzügige Geste der vollkommenen Interpretationsfreiheit verstand. Damit wurden seine Ausdrucksmöglichkeiten überschritten. Er drehte mir den Rücken zu und begann mit einem Hammer auf einen Fahrradrahmen einzuschlagen. Der Raum war schäbig, vollgestopft mit Rädern, Kreissägen, Lampenschirmen, alles in Gips gegossen. Trotzdem nannte ich den Raum Atelier, trotzdem nannte ich den Verwirrten: Künstler. „Schade“, rief ich in den Lärm hinein, „aber ohne den geringsten Hinweis, die Deutungsmöglichkeit, sehe ich mich außerstande, die Skulptur zu erwerben.“ Der Ungläubige sah mich an, wie ein Tier, das Beute wittert. Sein amerikanisches Gesicht öffnete sich, seine versteinerten Züge brachen auf, ein Lächeln auf den gefrorenen roten Fleischstreifen, die sein Gebiß verbargen. Plötzlich begann er zu sprechen, einfache Sätze. „Look“, sagte er, „That's a bicycle. Metal. That`s plaster. I mixed both. These materials get a new sense.“ Darauf verstummte er. „Genial“, sagte ich und bot ihm fünfhunderttausend Dollar. Das geborene Gesicht eines Spielers, der zum ewigen Bluff verdammt, zeigte keine Regungen. „Gut“, sagte ich „Eine Million. Morgen lasse ich die Skulptur abholen.“ Er muß mich falsch verstanden haben. Denn glücklich zwang er meinen Fahrer, seine gesamten Gipsmonumente aufzuladen. Ich besitze noch fünfzehn dieser Fahrräder. Aber meine Sammlung ist komplett, was diesen Meister der Sprachlosigkeit angeht. Der Handschlag, einem Fußtritt gleich, besiegelte den Vertrag. Auf den Knien schwamm er im Fluß seiner Tränen und streckte mir zum Abschied seine ungeschickten Finger entgegen. Wie dieser zitternde Leib vor mir kniete, erkannte ich das wahre Kunstwerk. Hätte man seinen Körper an Ort und Stelle in Gips getaucht, die Körperwärme vergebens gegen die Kraft des sich formenden Gesteins kämpfen lassen, und während das Leben versiegt, bleibt er als Statue zurück. In dieser Form hätte der Talentlose Ewigkeit erlangt. Vorbei der Augenblick. Der Mann richtet sich auf, mein Arm, kreisend über seinem Haupt, erhebt das Werk dieses Schwachsinnigen in den Adelsstand der Moderne. Vor drei Jahren noch Kreatur, gilt er heute als die Zukunft. Nicht bloße Hoffnung. Die Zukunft! Das ist meine Leistung. Der Wert dieses Fahrrads in Gips gegossen ist unbezahlbar geworden. Selbst der Kanzler zeigte vorab seine Begeisterung. Er sagte so etwas wie, das müsse man erst mal entdecken.

Ich habe meine Künstler nie getäuscht. Alljene, die mir ihr Atelier öffneten, wussten wen sie einließen. Aufgeklärt habe ich die, denen mein Name fremd, meine Vergangenheit unbekannt.

Zahlen, die wie Steine in meinem Hirn liegen, habe ich ihnen genannt. Allen. Die Welt ist ein offener Beichtstuhl, geh hinein und sprich dich aus und du bist frei. „Stellen Sie mir Ihre Fragen“, habe ich gesagt, bevor sie ihre Werke in meine Hände gaben. „Vielleicht möchten Sie es vermeiden, diese Skulptur in meiner Sammlung zu wissen, vielleicht möchten Sie diese Leinwand vor dem Auge eines Flick verbergen, vielleicht gibt es Gründe, jene Installation in der neuen Halle des F.C.F. nicht zu weihen. Aber es gab keine Fragen, keine Zweifel, keine Schuldzuweisungen. Im Reich der MODERNE zählt die Altlast nichts. Die Karten werden neu gemischt. Egal, welche Stadt, welchen Landstrich ich betrat, die Ateliers und Galerien sprangen auf, versuchten die Erdanziehung zu überlisten und mich in ihr Innerstes zu ziehen. Die Künstler wollen nicht mein Geld! Sie wollen ihre Kunst in der Welt bewundert wissen und dazu brauchen sie mich: Den Sammler, den Mittler zwischen der künstlichen und der realen Welt. Noch bevor ich meinen Scheck ausstellte, schaute ich den Schaffenden ins Gesicht und sagte: „Bedenken Sie, das Geld, welches ich Ihnen als Gegenleistung für Ihre Werke im nächsten Augenblick überreichen werde, stammt aus dem Erbe Friedrich Flicks, dem verurteilten Nazi-Kriegsverbrecher in Nürnberg.“ Nicht ein einziges Mal gab es eine Reaktion auf diesen Verkaufszusatz. Doch, jener Amerikaner, John?, fragte, wo Nürnberg liegt. Und jene Schweizerin hauchte das Wort Auschwitz in den Raum. Erschrak sofort über ihre scheinbar unbedachte Äußerung. Doch ich fragte laut: „Was meinen Sie mit Auschwitz?“ Und sie begann zögerlich und unentschieden, genau wie ihre Kunst,: „Na ja, gab es da nicht eine Verbindung?“ Dann unterbrach sie sich. Schamrot. „Ja natürlich gab es eine Verbindung. Friedrich Flick hat viele Häftlinge aus den verschiedensten Konzentrationslagern in seinen Fabriken arbeiten lassen. Er selbst hat das KZ Dachau besucht, als er von Unregelmäßigkeiten bei der Behandlung der Insassen hörte. Begleitet von hochrangigen Vertretern des Reiches wurde er durch das Gelände geführt, kostete das Essen der Gefangenen, das dem eines Hotels ähnlich, besuchte Küche und Kantine, wo die Häftlinge für ca. 35 Reichsmark monatlich einkaufen konnten und hatte einen netten Eindruck von Dachau. Natürlich sind zu dieser Zeit in Dachau auch Menschen gestorben, zur gleichen Zeit auch auf Capri. Wir sterben alle, wenn unsere Zeit gekommen ist.“ Zufrieden nickte die Schweizer Installationskünstlerin und sagte: „Dann ist es ja gut. Man hört so schreckliche Dinge von damals...“ und wieder unterbrach sie sich. Der Amerikaner, John?, fragte, wo Dachau liegt, wartete die Antwort aber nicht ab und redete weiter über seine Kunst. Diese Künstlergeneration hat die Moral in den unpolitischen Horizont verlagert. Der Blick geschichtsloser Augen ist immer angenehm entspannend. Gleichgültig reagierten sie auf die Mutmaßungen von außen. Ganz unerwartet wurden sie zu meinen Verteidigern. „Herr Flick“, sagte eine Bildhauerin, deren Kreativität versagte,

als ich ihr die maßlosen Forderungen nach individueller Entschädigung nannte, „Herr Flick“, sagte sie, „Sie sollten diese protestantischen Bußrituale einfach überhören.“ Ein anderer Künstler, der Licht designt, um dem Stofflosen Individualität zu geben, ließ mir einen Brief zukommen, in dem sinngemäß stand: „Sehr geehrter Herr Flick, ich empfinde die ganze Zwangsarbeiterdiskussion als eine einzige Belästigung meiner Kunst. Mit Freude habe ich zur Kenntnis genommen, dass die Stadt Berlin eine Begleitausstellung, deren einziger Inhalt es ist, die jetzige Kunstsammlung mit dunklen Finanzströmen in Verbindung zu bringen, nicht unterstützt.“ Der Absender ist mir entfallen, will, glaube ich, auch nicht genannt werden. Und ein Dritter, dessen Gesicht mir noch vor Augen, dessen Name längst der Vergangenheit angehört, rief mich an und sagte, dass man aufhören solle, Auschwitz und Flick zu instrumentalisieren. Während die internationale Kunstwelt meine Künstler und ihren Sammler feiert, macht sich die deutsche Kleinkunstszene daran, Friedrich Christian Flick zu demontieren. Zürich sollte die Heimat meiner Kunst werden. Die Halle, das Personal, die Versicherungen, alle Kosten wollte ich tragen, die Stadt hatte ihr Ja schon auf den Lippen, als die Krawallzwerge aus Deutschland kurzatmig vom Protest gegen mich Zürich blockierten und sich dann in ihrer blütenweißen Moral schlafen legten. In allen Zeitungen aufgereiht die Namen, wo sonst nur Banken werben. Der große Filmregisseur aus Babelsberg, der große Theatermann aus Berlin, der große Rockstar, gerade in die Hauptstadt zurückgekehrt, und unzählige Sternchen, deren Erfolg im Augenblick ihrer Unterschrift gegen mich schon verglühte. Zürich lehnte ab. Kein Museum von einem Flick in dieser Stadt. Die deutsche Kleinkunstszene jubelte. Der Beschluß der Stadtväter hatte aber einen anderen Grund, wie mir der Vorstandsvorsitzende der Bank Credit...sowieso erklärte: „Nun, da bekannt, dass jüdische Milliarden im steinernen Tresor vergessen worden waren, da deren Besitzer nicht mehr auffindbar sind, will sich die Stadt den zweifelhaften Ruf ersparen, auch noch die jüdischen Zinsen in Form eines Museums durch Flick anzunehmen. Schließlich stecken in jeden Franken tausend jüdische Seelen.“ Das konnte ich verstehen. Und jetzt, heute, hier in Berlin! Wo bleibt der Protest des großen Filmregisseurs, des großen Theatermanns, des großen Rockstars? Aus der Ferne schießen sie ihre Pfeile ab und halten kluge Reden am Kamin. Ab heute brennt die Frontlinie in ihrer eigenen Stadt und ich bin gekommen, die Wunde, die bis 1945 aufgerissen wurde, wieder zu schließen. Sie haben sich verkrochen. Der Regisseur, weil er Angst um seine Filmförderung hat, der Theatermann fürchtet um den Etat für die neue Spielzeit und der Rockstar ist auf Promotiontour für seine neue Platte und klagt das Robbensterben an, weil es für sein Publikum greifbarer ist, als Flick in Berlin zu verurteilen. Ich glaube, die Bibel hat die Figur des Judas nur geboren, um dem deutschen Künstler ein Gesicht zu geben.

Der Vorstandsvorsitzende von Credit...sowieso strich mit seiner Hand über meinen Kopf und sagte: „Chris.“ Wieder nannte er mich Chris. „Ich habe Ihnen doch gesagt: Gehen Sie nach Deutschland. Das sind Sie Ihrem Großvater schuldig. Schließen Sie die Wunde, die noch immer klafft am Ort des Geschehens, gehen Sie nach Deutschland. Dann zog er einige Papiere aus seinem ledernen Koffer und hielt sie dem Licht entgegen. „Wissen Sie, was das ist?“ Ein Bündel loser Blätter in seinen vergoldeten Händen. „Originalhandschriften von Eugen Schmalenbach: Die Kunst der doppelten Buchführung.“ Ehrfürchtiger Hauch in seiner Stimme, als er diesen Namen aussprach. „Nach einer einfachen Lehre in der Bremer Hütte lernte Friedrich Flick, Ihr Großvater, tatsächlich bei Prof. Eugen Schmalenbach die Kunst der doppelten Buchführung und mit nur dreißig Jahren kaufte er seine ersten Aktien. Die gesamte Mitgift seiner Frau steckte er in ein Aktienpaket: 30.000 Reichsmark. Der 1. Weltkrieg brachte den Aufschwung. Die Front brauchte Eisen und Stahl. Es ging Schlag auf Schlag: 1913 wurde er Vorstandsvorsitzender der Charlottenhütte, er kaufte deren besagte Aktien und heimlich riesige Aktienpakete der oberschlesischen Stahlbetriebe; er fasste die oberschlesischen Stahlbetriebe und Hüttenwerke zusammen und gliederte die Charlottenhütte 1926 mit ein. Die größte Stahlvereinigung Deutschlands war entstanden, die sogar Thyssen und den zusammengebrochenen Stinnes-Konzern übernahm. Obwohl er mit nur fünf Prozent am Kapital des Stahlvereins beteiligt war, hatte er sich die Entscheidungsträgerschaft gesichert. Zwei Jahre später tauschte er die Aktien der vereinigten Stahlwerke in Aktien der Gelsenkirchner Bergbau AG, wurde mit Hilfe von Reichskrediten Mehrheitsaktionär dieser AG und damit zum entscheidenden Mann. Er wurde als Spekulant beschimpft, denn als Industrieller geachtet. Aber das wirkliche Genie zeigte sich 1931, als für alle feststand, daß Flick und seine Vereinigten Stahlwerke finanziell zusammengebrochen waren. Die Banken, ohne die es nie ging, nannten Zahlen. 200 Millionen Schulden. 60 Millionen mussten kurzfristig bedient werden. Sein Aktiendepot war von 125 Millionen auf 25 Millionen zusammengebrochen. Die Inflation. Man wollte seine Werke billig erwerben, aber Friedrich bot den Aasgeiern keinen Landeplatz, ihre Brut in den noch glühenden Flicköfen auszubrüten. Es gab nur noch eine Möglichkeit zur Rettung: Das deutsche Nationalgefühl. Die Schwäche der Nation. Er brachte das Gerücht in Umlauf, dass er seine restlichen 25 Millionen Gelsenberg-Aktien an die Franzosen verkaufen werde. „Die Franzosen stehen vor der Tür“, schrie Brüning mit der Stimme des verlorenen Ersten Weltkriegs, griff in die Tasche des Steuerzahlers und kaufte die wertlosen Gelsenberg-Aktien für 100 Millionen Reichsmark. Beispiellos in der deutschen Geschichte. Von diesem Moment an hatte er keine Freunde und keine Feinde mehr, sondern nur noch Bewunderer. Die größten waren Himmler und Göring. Er hat ihnen viel Geld gespendet, das Land wieder sicher zu machen, gab ihnen Waffen und

Munition, um das Volk zu schützen, aber den Krieg konnte er nicht verhindern. Ich kenne keinen Menschen, der den Krieg so haßte wie er.

Friedrich brauchte keine Managerseminare drittklassiger Limousinenbankrotteure. Heute denken die Götter der Konzerne global, aber sie leben die Kleinstaaterei in ihrer bunten Hochglanzwerbung. Friedrich wusste, was die Welt im Äußeren zusammenhält. Seine Welt reichte von Siegen bis Berlin. Doch diese Welt fand er überall, ob in China, Japan oder Amerika. Alles, was er anpackte, blieb beispiellos bis auf den heutigen Tag. Der Grundstein der Globalisierung wurde durch Friedrich Flick gelegt: „Dem Genie der Geräuschlosigkeit.“

Die Kanzlertraube steht immer noch in der Mitte des Hofes. Sie hat sich nicht fortbewegt. Wo ist der Kanzler? Vielleicht schon im Foyer? Plaudert als einfacher Mann des Volkes, streckt seine weichen, gepflegten Arbeiterhände den Gästen entgegen, wohlweislich den Journalisten eine Fährte zu legen. Nein. Der rote Teppich liegt noch unbenutzt vom Fußtritt des ersten Mannes im Lande. Die Sicherheitsleute bilden einen Halbkreis. Der Bürgermeister, die Kulturministerin stehen abseits. Jetzt sehe ich den Kanzler, nicht auf den roten Teppich zugehen, sondern dem Ausgang entgegen. Warum? Was ist passiert, dass die Lakaien das Tor erneut öffnen? Einen Spalt. Unter dem Beifall der Zaungäste streckt er seine Hand nach draußen und führt eine kleine alte Frau in den Halbkreis hinein. Jetzt erkenne ich sie. Ich habe gewusst, sie wird mich nicht in Ruhe lassen.

Da ist sie wieder. Eva! Ich nenne sie Eva. Überall verschafft sie sich Einlaß, wenn es darum geht, einen Flick zu beschädigen. Ihr Alter, ihre gebrechliche Gestalt und der Status des Zeitzeugen öffnen ihr jedes Tor. Niemand kann es sich leisten, sie zu ignorieren. Nicht einmal der Kanzler. Aber was sie zu sagen hat, ist bekannt, und niemand will es wirklich hören. Unerschrocken baut sie sich auf. Der Geruch kalten Stahls zieht sie an vorderste Front. Seit Tagen. Sie hat die Presse auf ihrer Seite und obwohl alles über meine Familie und mich bekannt ist, klingt es aus ihrem Mund so dramatisch neu. Sie ist zum Gewissen der Vergessenen geworden. Sie fordert Geld, den ausstehenden Lohn für längst vergangene Arbeit.

Vor einem halben Jahr bin ich auf sie zugegangen. „Flick“, habe ich gesagt.

„Ich weiß“, sagte sie. „Ihretwegen bin ich gekommen.“

Mehr hat sie nicht gesagt und ist wieder verschwunden. Der Hamburger Bahnhof war zu dieser Zeit noch eine Baustelle. Die Halle im Bau. Eine Treppe lang und breit, deren Stufen teuer, sollte beides verbinden: Hauptgebäude und Rieckhalle. Der erste Spatenstich, von einem rohen Fuß in die Erde gerammt, war vollzogen, da tauchte sie plötzlich wieder auf, hinter dem ersten aufgeworfenen Hügel Erde. Wie ein Skelett dem Hades entstieg. Eva! Die Handwerker hielten sie zuerst für eine

Zuschauerin, die sich am Verlauf der Arbeiten erfreut. Doch der Abstand zwischen den Arbeitern und der Schauenden verringerte sich von Tag zu Tag. Schließlich stand sie direkt vor ihnen auf der Rampe, jenem strategisch wichtigen Verbindungsstück. Dort stand sie den ganzen Tag. Versunken ins Nichts. Die Maurer wurden nervös. Sie sprachen sie an. Zeigten ihr einen Weg, weg vom Gelände, weg von der Rampe, weg von ihnen. Eva blieb regungslos, obwohl die Bauleute sämtliche europäische Sprachen beherrschten. Der Bauleiter wurde geholt. Er versuchte es mit Handzeichen, bemerkte aber, dass sie auch diese Sprache ablehnte. Und während er sich entfernte, begann sie zu singen. Gesang in ungarischer Sprache. Selbst den Lärm der Maschinen, der um sie herum tobte, bündelte sie zu einem Orchester. Wild und hartnäckig durchschnitt ihre Stimme jeden Körper, der sich der Rampe zwischen Rieckhalle und Hamburger Bahnhof näherte. Evas Mutation zur Sirene vor dem Hintergrund hilfloser Bauarbeiter war vollzogen. Die Zeit lief gegen sie, das schien sie zu wissen, und ihr steinerner Blick, in einer Endlosschleife gefangen, sollte auch bald eine Antwort erfahren. Und da, während die Kreissäge, das lauteste Instrument ihres Orchesters, ihrer Stimme in nichts nachstand, ein Hilfsarbeiter aus Mecklenburg Bretter für die Schalung der Treppe zurecht schneiden wollte, ein Kantholz auf den Sägetisch legte, es mit beiden Händen festhielt, um es in die Mitte des singenden Blattes zu schieben, hielt der Mann mit einem Mal inne, hob ganz langsam den Kopf und schaute in ihre leeren Augen. Ihre Töne brachten sein Bewusstsein zum Versiegen. Mechanisch, nur ihrer Gestalt verpflichtet, griffen seine Hände Brett für Brett, seine Arme führten es dem gezackten Blatt entgegen und durchtrennt fielen sie auf den Boden. Doch mit einem Male senkten sich ihre Lider, der Sirengesang verstummte und das Orchester fiel auseinander. Der Hilfsarbeiter aus Mecklenburg erschrak, gerissen aus dem Fluß seiner Bewegungen, orientierungslos geworden, überschlugen sich seine Handgriffe und das Sägeblatt, das wieder rein Werkzeug geworden, durchtrennte statt des Kantholzes seine rechte Hand, die Finger zur Faust gekrümmt, krönten den Stapel Bauholz. Doch kaum waren die Finger gefallen, das Sägeblatt wetzte noch das Blut in die Schnittstellen des weichen Holzes hinein, zeigte der übriggebliebene Daumen auf Eva. Seine Kollegen, die sich Kumpels nannten, von dem Schreienden angelockt, eilten herbei, bohrten blitzschnell ihre Hände in den Schmutz, doch anstatt die Reste der Finger ihres Kumpels zu suchen und zu retten, was vielleicht noch zu retten ist, griffen sie nach Steinen und schleuderten sie Eva entgegen. Brust und Beine, Arme und Kopf getroffen, zeigte keine Wirkung. Ihre Augen öffneten sich erneut und ihre Stimme raste auf die Gegner zu, die erschöpft von ihrem Opfer abließen. Doch das jähe Geschrei des mecklenburgischen Hilfsarbeiters, der seine blutüberströmte Hand, die nur noch aus Lebenslinien und einem Daumen bestand, erneut nach oben warf und somit die Wut seiner Kumpels neu

entfachte. Wieder marschierten sie auf Eva zu, die noch immer einsam das Rampenfragment beherrschte. Aus vier Kumpels wurden sechs, aus sechs wurden zehn, aus zehn sechzehn, aus sechzehn fünfundzwanzig, aus fünfundzwanzig fünfzig. Während des Marsches begannen sich die Kumpels zu wundern, wie viele sich von ihnen auf dieser Baustelle befanden. Umringt verlor Evas Stimme ihre Kraft, unabwendbar spürte sie den Kanon der Gewalt, dem sie furchtlos erliegen würde. Doch gerade als die unzähligen Hände sie packten, in das Fundament werfen und mit Zement übergießen wollten, erschien, von unsichtbarer Hand geführt, ihr rettender Engel: Der Bauleiter. Bei seinem Anblick sprang die Meute auseinander, ließ ihre Beute liegen und begann weiterzuarbeiten. Er machte zwei Dinge: er rief mich an und dann den Krankenwagen, der mit dem Hilfsarbeiter verschwand.

Am anderen Morgen war die Baustelle so weiträumig abgesperrt, dass Evas Blick und Gesang zwischen Gitterstäben und Rampe verloren ging. Und doch kam sie jeden Tag wieder und die Arbeiter spürten, dass sie da war. Alle gewöhnten sich an Eva und vergaßen sie.

Und irgendwann später, ich saß im Bundespresseamt, wir bereiteten die Gesprächsrunden vor, Fragen, Antworten bis zum Umfallen, nichts durfte schief gehen, noch war die Schlacht nicht gewonnen, blickte ich aus dem Fenster und sah wie sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite der gebeugte Körper Evas entlangschleppte. Ich lief auf die Straße und folgte ihrem Schatten, der sich ins Pergamonmuseum schlich und vor dem gleichnamigen Altar zum Stehen kam. Ihr müder Körper sank in sich zusammen und suchte auf einer Bank Halt, ihre wachen Augen auf den steinernen Altar, die Attraktion des Hauses, gerichtet.

„Sie lieben Kunst“, sagte ich, ohne sie dabei anzusehen.
„Sie nicht?“ Meine Anwesenheit schien sie nicht im Geringsten zu überraschen. Als hätte sie mich erwartet. Aber sie hatte mit mir gesprochen. Nur einen Satz, doch das war egal. Von nun an konnte sie nicht mehr schweigen. Ihre Argumente würden sich meinen stellen müssen. Ich ließ ihr Zeit. Ich ließ uns Zeit. Nur nichts falsch machen, noch ist der Sieg nicht mein. Jedes Wort wollte gut überlegt sein.

„Wenn Sie Kunst lieben, sollten Sie Ihren Protest gegen meine Ausstellung beenden.“ Das war eindeutig und aufrichtig.

„Es geht nicht um Ihre Bilder, Ihre Plastiken. Es geht um das Geld, das Sie zum Kauf ihrer Kunst verwendet haben. Es ist auch mein Geld. Das habe ich erarbeitet.“ Mit einem Lächeln fügte sie hinzu: „Nicht alles, versteht sich.“ Sie hat Humor, das muß man ihr lassen, diese Frau hat Humor.

„Mein Großvater“, begann ich fast flüsternd. „Mein Großvater hat Sie aus Auschwitz befreit, Ihnen in der Maxhütte Arbeit gegeben und Sie beschützt.“ Sie riss ihren Kopf herum, ihre Augen, diese magischen Augen, begannen zu leuchten und nach

einer Minute wäre der Pergamonaltar unter ihrem Blick geschmolzen.

„Stimmt“, sagte sie. „Sie haben Recht. Nur hat Ihr Großvater vergessen, mich und die anderen zig tausend zu bezahlen.“ Ich durfte ihr keine Zeit lassen und stoppte ihren Gedanken, indem ich faktisch sachlich reagierte: „Vielleicht hat er Ihnen kein Geld gegeben, aber er hat Sie mit etwas viel wertvollerem bezahlt: Dem Leben.“ Dieses Argument hatte sie nicht erwartet. Ich hatte es geschafft, Augen und Mund bildeten ein sprachloses Paar. Und sofort legte ich nach: „Natürlich verstehe ich, dass sich Ihnen ein solches Glück nicht sofort offenbarte. Vielleicht haben Sie auch noch nie darüber nachgedacht, welches Glück Sie durch Friedrich Flick, den Sie anklagen, indem Sie mich anklagen, empfangen haben.“ Sie reagierte nicht. „Es war Krieg und Dank Dynamit Nobel haben Sie überlebt. In einer Zeit, da der deutsche Tiger verwundet an allen Fronten dieser Welt gleichzeitig kämpfte, die Geier ihn umkreisten, zum Sturzflug auf das Aas, das noch keines war, ansetzten, ihre Flügel ausstreckten und Bomben fallen ließen. Feige wie sie nun mal sind, die anderen. In dieser schweren Situation hat Sie Friedrich Flick aus dem KZ herausgeholt, Ihnen Arbeit und Sicherheit gegeben. Das kann man nicht oft genug betonen. Er hat keine Kosten gescheut, ob bei Dynamit Nobel, der Maxhütte in Grönitz, Simson in Suhl, den Petschek Werken oder wo immer eine Fabrik von ihm stand. Zu Ihrem Schutz hat er die Werke mit Stacheldraht verschließen lassen, Wachtürme errichtet, Wachtposten aufgestellt und selbst auf dem Weg zur Arbeit und während der Stunden am Fließband legte das Personal schützend seine Hand auf Ihre Hände.“ Das wollte sie nicht hören. Sie ertrug diese Fakten nicht, weil sie ihre Forderungen gegen Friedrich Flick und mich als Lebenslüge entlarvten. Sie schwieg. Ich hatte sie. Nur nicht locker lassen. Doch sie ist ein Stratege, der sich aus einer schier hoffnungslosen Situation mit einem Paukenschlag befreien kann. Sie springt auf, ruckartig, wie ein Blitz, flucht lautstark in ihrer Muttersprache, schon beachtet niemand mehr den Pergamonaltar, die neugierigen Blicke sind uns gewiss und genau so ruckartig wie sie aufgestanden, setzt sie sich auch wieder hin, um dann in ihrem gebrochenen Deutsch fortzufahren.

„Acht Monate habe ich für Dynamit Nobel gearbeitet“, beginnt sie immer noch die Erregung in der Stimme hochhaltend.

„Granaten den ganzen Tag. Geschleppt von hier nach da. Fünfzig Kilo das Stück. Am letzten Tag des Krieges wog ich zehn Kilo weniger als die Granate, die ich zu tragen hatte. Stalingrad braucht Stahl, schrien die schützenden Hände jeden Morgen mit kräftigen Schlägen in unsere Leiber. Stahl-Kohle-Rüstung-Sieg. Aus allen Ecken zu hören, jeden Tag, jeden Augenblick. Stahl-Kohle-Rüstung-Sieg. Am Ende hatten wir sechs Millionen Granaten gedreht. Tausende Panzer kamen aus dem Brandenburger Eisenwerk und die Borsigwerke in Berlin überfluteten die Weltmeere mit U-Booten.“ Sie wollte Mitleid erzeugen, dass

merkte ich ganz genau, deshalb hatte sie jetzt Tränen in den Augen und redete nicht weiter. Ich ließ sie weinen und schluchzen, fünf, acht, zwölf Minuten und sagte dann, sie aus ihrem Selbstmitleid erlösend: "Das sind Zahlen. Wichtige Zahlen. Aber Ihre Zahlen. Meine Zahlen besagen etwas anderes. 1944 arbeiteten in den Werken meines Großvaters 130000 Arbeiter. Davon entfallen 50000 auf russische Kriegsgefangene bzw. KZ-Häftlinge. Verstehen Sie die Bedeutung dieser Zahl? Friedrich Flick, mein Großvater, hat 50000 Häftlingen das Leben gerettet. Das kann man nicht oft genug wiederholen. Und diese 50000 undankbaren Seelen stehen seit Kriegsende vor unserer Tür, beschimpfen ihn als Kriegsverbrecher, geben sich selbst die Bezeichnung Zwangsarbeiter und wollen Geld. Es geht immer nur um's Geld. Thyssen hatte Zwangsarbeiter. Krupp hatte Zwangsarbeiter. Flick hatte Fremdarbeiter, Zivilarbeiter oder wie in Ihrem Fall ausländische Gastarbeiter. In Viehwagen wurden seine Arbeiter ins Werk gebracht, behaupten Sie öffentlich. Das tat er doch nur, um größeres Aufsehen zu vermeiden. Es war Krieg. Sollte er Luxuswaggons ordern, polnische, russische, ungarische Häftlinge an den kämpfenden, sterbenden deutschen Soldaten vorbeifahren lassen? In den Werken wurde hart gearbeitet. Stimmt, aber nach Feierabend oder in den Pausen sangen die Leute oder spielten Instrumente. Natürlich waren die Unterkünfte nicht die besten und die Verpflegung wurde häufig kritisiert, aber bedenken Sie doch, es war Krieg. Schindler hat vielleicht 1000 Juden gerettet und wird gefeiert, Friedrich Flick 50000 und wird angeklagt. Es gab kaum einen Menschen, der den Krieg so gehasst hat wie er." Eva saß nicht mehr neben mir. Sie hatte den Raum verlassen und ich hatte es nicht bemerkt. Das Pergamonmuseum ist ein Labyrinth, jede Suche vergebens. Ich rannte die Stufen hinunter, dem Ausgang entgegen und sah sie über die Spree schreiten, eiligen Schrittes, an der endlosen Schlange neugieriger Besucher vorbei.

„Sie lieben also Kunst“, begann ich von vorn. Doch sie hatte beschlossen zu schweigen, sich in den nächsten Tag zu schweigen und mit ihrer bloßen Anwesenheit zu zerstören. Meine Ausstellung, mein Lebenswerk! Ich versperre ihr den Weg und zeigte auf die Besucherschleife, die sich über die Spreebrücke hinweg in die nächste Seitenstraße zog. „Wissen Sie, warum diese Menschen hier stehen? Warum sie so geduldig warten?“ Sie erwartete meine Argumente, um sie letztendlich gegen mich zu verwenden. „Wer hat den Kölner Dom erbaut? Vielleicht der Papst? Wessen Hände formten die Quader von Gizeh zu göttlichen Monumenten? Troja! Nazareth! Pompeji! Kein freiwilliger Atemzug versetzte den Segeln der beladenen Galeeren den notwendigen Stoß. Zwang heißt die Formel auf dem Weg zur Unsterblichkeit. Wie oft muß der Zeiger das erstarrte Ziffernblatt umkreisen, bis die Schöpfer dieser genialen Werke ihre Würdigung erfahren? Jene Herrscher, die jetzt vom Olymp ins Tal der Wartenden blicken, sich beruhigt zurücklehnen, die unter Aufbietung ihrer irdischen Macht das Ewige schufen.“

Tausende erfasst täglich das Tor, auf dem Weg ins Staunen ein Ticket zu erlangen. Stundenlang warten diese Namenlosen in Reih und Glied, setzen sich Sonne, Staub und Regen aus, um der Sphinx ins Auge zu blicken, mit geduckter Hand einmal über den Stein des Pergamonaltars zu streichen, die Wange an das Ischiator zu legen. Beifall dem Werk der Geknechteten, Gedemütigten, Gemordeten? Nein! Beifall den Initiatoren, nicht den Entbehrlichen. Das Argument der Tyrannei verwandelt sich in Huldigung. Der gebildete Zivilist macht im Kniefall seinen Schultersehluß mit dem Geist mordender Pharaonen, scheiterhaufengewärmter Seelen frevelnder Päpste, selbst metzelnde Generäle tragen den Lorbeer des Lobes auf dem Haupt, wenn die Karenzzeit zwischen dem Anblick des Schreckens und dem Anblick des Staunens erloschen ist. Die Geschichte hat dieses Niemandsland des Gewissens für die Gleichgültigen errichtet. Hier stehen sie! Die ewig Guten, die mit ihren Kunststoffsohlen die Trampelpfade der Tyrannen veredeln, dabei ihre Kreditkarte wie einen Revolver tragen, jeden Preis bereit zu zahlen, um in irgendeinem Heiligtum eine Kerze zu entzünden, einen Sonnenuntergang im Angesicht eines gigantischen Tempels zu erleben oder mit einem Würstchen in der Hand über das Schlachtfeld von Waterloo zu spazieren, um mit jedem Biß Napoleon als Herrscher zu feiern. Die Wahrheit gehört immer den Lebenden."

Ich hatte die Aufmerksamkeit der Wartenden zwischen Pergamonmuseum und Lustgarten auf meiner Seite. Schon rief der Erste: „Ist das nicht Flick, der Kunstsammler?“ Die Freude über diese Feststellung konnte ich nicht erwidern, da schon ein Zweiter, ein Dritter sich zu Wort meldete und rief: „Der Enkel des Verbrechers..., der Dieb... ." Schnell versuchte ich die Spreebrücke zu überqueren, ein Spießbrutenlauf, jeder sah mich an. Immer wieder dieselben Fragen. Wut! Haß! Römischer Kaiser müsste man sein und tot. Gefeierte, ob Tyrann oder Held. Aber ich bin der Enkel Friedrich Flicks und lebe. Während meine Gedanken noch im römischen Reich kreisten, hatte sich das Blatt gewendet: Eva lief mir hinter her, laut meinen Namen rufend, dass auch dem letzten Glied der Kette meine Identität offenbarte. „Herr Flick! Herr Flick? Sie lieben also Kunst?“, rief sie mir hinterher. Das kann sie, das Feuer anfachen, das mich verbrennen soll. „Ja, ich liebe Kunst. Und ich möchte Sie als erste Besucherin in meiner Sammlung begrüßen dürfen.“ Das hatte ich nur so dahin gesagt, eine höfliche Geste. Weiter nichts. „Gut“, hörte ich sie sagen und eine Stunde später standen wir in dieser Halle und Eva war tatsächlich der erste Besucher. Sie überquerte die Stufen des Verbindungsstückes und betrat die Rieckhalle, vergessen die Blutspuren des mecklenburgischen Hilfsarbeiters, vergessen, dass sie um ein Haar selbst Teil des Fundaments geworden wäre. Das Licht ging an, Eva stand unter dem goldenen Kegel zwischen Farbwänden und Installationen.

„Sie haben soeben mein Paradies betreten. Schluß mit Himmler, Göring, Goebels, dafür Richter, Polke, Naumann!“ Der Vergleich verfehlte seine Wirkung, da sie die Künstler nicht kannte.

„Wie groß ist denn Ihr Paradies?“ Die Antwort schien sie wirklich zu interessieren.

„250 Meter lang, Breite... also die Maße sind mir nicht vollkommen bekannt, aber die Nutzfläche beträgt ca. 6000 qm.“

„Fast so groß wie Auschwitz.“ Dann sagte sie gar nichts mehr. Kaltes Schweigen. Sie schlich von Objekt zu Objekt. Alles schien sie zu verwirren.

„Ich bin mit Kunst aufgewachsen, Herr Flick, aber so etwas habe ich noch nie gesehen.“

„Das ist natürlich nur ein Teil meiner Sammlung.“

„Dafür haben Sie Geld bezahlt?“ Ihr Erstaunen war aufrichtig.

„Ja“, sagte ich, wie ein ertapptes Kind.

„Dreihundertmillionen. Dollar. Aber das ist nur ein Bruchteil, der Rest der Sammlung liegt noch in Zürich. Ich hatte noch keine Zeit, alle Werke zu betrachten. Sammlerschicksal.“

„Ich will nicht glauben, dass sich der dunkelste Teil meines Lebens in diesen nichtssagenden Gebilden wiederfindet.“ Sie hat einen Hang zum Pathos.

„Zugegeben, ich habe mich mit moderner Kunst anfangs auch schwer getan. Das Geheimnisvolle ist doch die endlose Möglichkeit der Deutung.“

„Zahlen Sie in den Fond der Zwangsarbeiter ein“, unterbrach ihre schneidende Stimme jeden Gedanken. „Ich bitte Sie darum. Sie können ihn auch Fremd- oder Gastarbeiterfond nennen. Aber begleichen Sie ihre Schuld!“ Im Angesicht dieser makellosen Forderung verlor ich die Fassung. Ich hörte meine Stimme fern meines Körpers sprechen, sah mir zu, wie ich durch den Raum raste und schrie: „Während Sie als freier Mensch 1945 ungarischen Boden betraten, saß Friedrich Flick in Nürnberg auf der Anklagebank. Der Krieg war vorbei. Schuldige mussten gefunden werden. Der feige Thyssen hat den Krieg in der Sekunde seines Entstehens finanziert. Den Osten wollte er mit seinem Geld vernichten. Als das Land überrollt wurde, ist er geflüchtet, in die Schweiz, nach Frankreich, in irgendeine Villa, um dort in Ehrenhaft das Kriegsende zu feiern. Und heute steht der Name Thyssen an vorderster Front in der Kunstwelt. Gönnerhaft die Sammlungen bereichert. Thyssen-Bornemisza in Madrid ist nur ein Beispiel. Woher stammt das Geld? Niemand will es wissen. Niemand fragt danach. Die heuchlerischen Gewissenshalter haben sich den Erreger des Vergessens selbst injiziert, um Immunität vor lästigen Fragen zu erhalten. Aber der Kanzler erteilt diesem hinterhältigen Plan der unbefleckten Moral eine Absage. Flick stellt sich den Fragen. Flick stellt sich den Feinden. Flick stellt sich der Zeit. Die Alliierten klagten ihn an und er hörte zu. In Nürnberg. Sie verurteilten ihn. Er nahm das Urteil an. In Nürnberg. Selbst unter dem Eindruck der Sieger hat er seine Unschuld verteidigt. Während der Körper Friedrich Flicks von rohen Gefängnismauern umgeben war, machten sie in Ungarn eine

steile Karriere. Im Stahlwesen. Import-Export. Ihr Wissen vom größten deutschen Unternehmer persönlich empfangen. In wessen Dienst haben Sie ihre Fähigkeiten gestellt, Eva? Ein mörderisches Regime, das Ende der vierziger Jahre die aufrechten Magyaren in Scheinprozessen erschlug. Tonne für Tonne Stahl, die sie gegen Devisen verkauften, hat die Sklaverei ihres Volkes verlängert. Als Managerin sind Sie durch die Welt gereist, während Ihr Gönner im Gefängnis saß. Das ist auch ein Teil der Wahrheit. Sicher, Friedrich Flick tat in den Wirren des Krieges Unrecht. Dafür wurde er verurteilt: Das ist Recht. Aus diesem Blickwinkel sind Sie natürlich ein Opfer. Das Opfer hält die größte Gnade in Besitz: Es darf verzeihen. Was geschieht aber, wenn das Opfer nicht verzeihen will? Dann muß der Täter mit seiner Schuld leben, jämmerlich zu Grunde gehen? Opfer können grausam sein. Sie bringen sich in diese Position, um auf der richtigen Seite zu stehen. Auf der unangefochtenen Seite des Leids." Ich hatte sie enttarnt. „Kein Unschuldiger sitzt in einem deutschen Gefängnis. Die Amnestie war zwangsläufig. 1963 bekam Friedrich Flick das Bundesverdienstkreuz. In der Wiege der Bundesrepublik fand seine Beerdigung statt. Seine Asche erstarrte zum Fundament der Zukunft. Alle künftigen Staatsmänner, Kanzler, Wirtschafts- und Außenminister, Staatssekretäre und Bundespräsidenten salutierten an seinem Sarg. Wollen Sie ernsthaft behaupten, dass die Parteien dieses Landes, Minister, aufrechte Bürger und selbst der Kanzler am Grab eines Nazikriegsverbrechers die Salve der Freiheit mit tränendem Auge in die Welt schießen würden?" Diese Seite der Wahrheit wollte sie nicht hören. Nur einen Schritt noch und sie hat den Ausgang erreicht. Kein Buchstabe, kein Satz wird sie mehr aufhalten. Ich konnte nichts mehr sagen und sie wollte nicht mehr zuhören und verschwand lautlos, um im richtigen Moment wieder aufzutauchen. Jetzt.

Diese Sammlung bin ich. Aggressive, zerrissene Kunst. Ich kann nicht unterscheiden, ob etwas gut oder schlecht, schön oder hässlich ist. Das habe ich nicht gelernt. Mein Elternhaus war preussisch, humanistisch, intellektuell und kunstlos. Verstaubt im Safe lagerten einige Alte Meister. Am Abend öffnete sich der Panzerschrank, die Bilder starrten uns an und verschwanden wieder. Bis zum nächsten Abend. Was hatte denn die Kanalansicht von Venedig mit mir zu tun? Mein Leben war eine Verzerrung der Wirklichkeit. Endloser Rausch.

Als das Blitzlichtbombardement an meinem 50. Geburtstag nicht enden wollte, begannen sich vor meinen Augen meine Freunde, meine Frauen, meine Gäste aufzulösen, verschwammen zu einer hauchdünnen Masse, zu einem stofflosen Schleier in der Farbe des Abgrunds, dieser legte sich, getragen vom Wind des Endgültigen, um meinen Körper wie eine Schlingpflanze und begann mich zu ersticken. Kein Entrinnen. In diesem Augenblick begriff ich mein verlorenes Leben. Gräfinnen und Grafen,

Fotomodelle und Huren. Mein Körper sagte immer: Ja. Tag für Tag. Nacht für Nacht. Aber meine Seele zog sich zusammen, wurde immer kleiner und eines Nachts, während ich ausgestreckt auf einem weißen Laken, über mir die gesichtslose Gestalt eines Nachtvogels, der sich im Sturzflug meines Körpers bemächtigen wollte, ertrank ich in meiner eigenen Scham. Ich war angekommen. Auf dem Grund der Leere.

Ich kroch in den unsichtbaren Schoß der Kunst und ließ mich neu gebären. Mit der Nabelschnur wurden Zahlen und Bilanzen, der Jet-Set, die Ehe, die gesamte Vergangenheit durchtrennt. Mein neues Leben begann mit einem Spaziergang durch Zürich. Das war 1996. Ein wichtiges Jahr. An einer Litfasssäule entdeckte ich ein Plakat mit der Aufschrift ART, in der Mitte ein Bild, das einen weiblichen Akt darstellte. Dieses Bild war für mich eine Erscheinung. Ich suchte den Kunsthändler, der das Bild besaß, auf und kaufte es. Und als ich es in den Händen hielt, spürte ich diese beruhigende Wirkung. Der Kunsthändler freute sich auch. Ivan war sein Name. Die Kunst hat mir ein Zeichen gegeben und ich habe geantwortet. Ich unterlag nicht mehr der Anziehungskraft des Geldes, besuchte Ausstellungen und Museen und kaufte und kaufte und kaufte. Ich bin kein Goldgräber, ich kaufte alles. So lernte ich die gesamte Kunstwelt kennen. Ich habe mir die Zuneigung der Künstler nicht erkaufte, sie war einfach da. Diese Menschen mögen mich. Künstler sind so sensibel, tabulos, intensiv, so...so radikal. Der Künstler ist mein Antipode. Künstler haben etwas Göttliches. Es gibt Menschen und es gibt Künstler. Künstler sind besessen. An die Türen, an die ich sonst klopfte, öffnete mir die Vergangenheit. Immer. Egal, was ich auch tat, welche Fragen ich stellte, die Vergangenheit gab mir die Antwort. Mein Erbe hatte mich geerbt. In Besitz genommen. Erben ist das wichtigste Bekenntnis zur Vergangenheit, aber diese Botschaft interessiert niemanden.

Noch immer redet Eva auf den Kanzler ein. Immer wieder das gleiche Wort in jedem ihrer Sätze: Verantwortung, und dann kommen die Zahlen; ich kann sie von ihren Lippen ablesen. Die schweigende Masse hinter dem Tor erwacht zu neuem Leben. Der Chor scheint zerschlagen, denn wild durcheinander rufen die Stimmen irgendwelche Losungen. Schrill die Geste des Kanzlers, die Eva zu ihresgleichen geleitet, dem Ausgang entgegen. Auch der Bürgermeister gibt ihr die Hand. Endlich! Der Kanzler geht allein, nur die alte Frau an seiner Seite, auf die bellenden Hunde zu. Noch einmal lässt er das Tor öffnen. Die Sicherheitskräfte zu weit entfernt, um einen ersten Angriff auf den Kanzler abzuwehren, denn Hunde spüren die Verletzbarkeit des Wolfes. Hinter eisigen Gesichtszügen verborgene Angst. Der Kanzler stellt eine Frage, verwirrt reagiert die Meute. Noch gehorcht ihr Instinkt dem Respekt vor der Macht. Und da: Mit letzter Kraft geworfen aus der hintersten Reihe, wie ein Pfeil fliegt: „Verantwortung“ auf

den Kanzler zu. Verloren der Glanz der Euphorie, anonym sein Rufer. Der Kanzler fängt das Wort auf seinem Flug ins Nichts, zerstückelt die vier Silben, jongliert auf Nase, Mund und Augenbrauen, wirft sie in die Luft, setzt sie wieder zusammen und lässt das selbe Wort, seiner Schwermut entledigt, leichtfüßig an seinen Ausgangspunkt zurückklingen.

Verantwortung: ein wunderbares Wort. Er greift Eva`s Hand zum Abschied, verneigt sich vor den Sprachlosen, lässt das Tor zum letzten Male schließen und getragen von der Stille in seinem Rücken kehrt er zu seinem Troß zurück, nimmt die anerkennenden Blicke entgegen, schreitet unaufhaltsam auf den Eingang zu und wird in wenigen Minuten meine Sammlung eröffnen. Die große Bedeutung dieses kurzen Moments für die Geschichte Deutschlands werden nur wenige begreifen. Das ist auch gut so. Die Geschichte ist eine hinterhältige Klinge, die jeden aufschlitzt, der ihr den Rücken kehrt. Ich lasse mich nicht von der Geschichte jagen, vertreiben, aufschlitzen. Ich laufe ihr hinterher. Schau zu, wie sie sich der Ewigkeit entgegenwindet. Ihre Haken schlägt und unerwartet verharret.

Ihr Erben der Welt! Gebt euch zu erkennen, kauft Kunstwerke und schenkt sie den Metropolen. Ich rufe euch an, ihr Goebelssöhne und Göringenkel, reinigt die Namen eurer Ahnen, denn Kunst kann nicht in Haftung genommen werden, Schuld kann man nicht erben, glaubt die Ministerin, bestätigt der Bürgermeister, der eine Versöhnung mit der Geschichte will. Nutzt die Gunst der Stunde, solange das Kanzlerwort der Vergangenheit einen Freispruch verordnet hat.

Während die geladenen Gäste durch den Seitenflügel das Foyer betreten, ist der letzte Versuch, den Schatten der Geschichte zu erhalten, fehlgeschlagen. Die Musiker nehmen Platz. Die Journalisten erwarten mich, ich erwarte den Kanzler. Fragen werden beantwortet, Hände verschenken Dank, Münder Küsse. Das Ohr verneigt sich vor dem Klang des Redners und der Redner vor der unsichtbaren Macht der Geschichte. Wenn sich die schweren Metallflügel schließen, das Licht zu schweigen beginnt, wird Friedrich Flicks Prophezeiung sich im Gesetz der Kunst verewigen: „Nichts wird uns überzeugen, dass wir Kriegsverbrecher sind.“

